

Die Befreiten [Fortsetzung]

Autor(en): **Stegemann, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

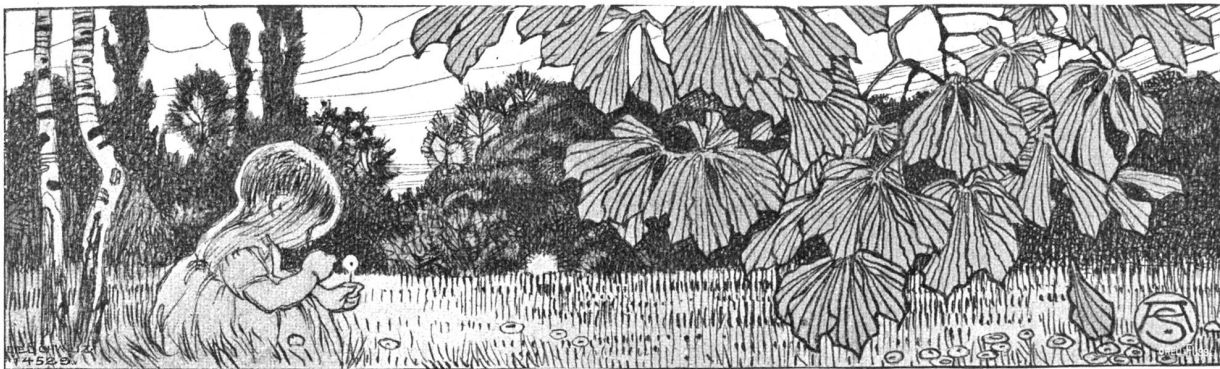
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574327>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Befreiten

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Drei Tage waren vergangen, seit Wentgraf Milas Geschichte erfahren hatte. Heute fühlte er sich unbefangen genug, dem Mädchen entgegenzutreten, ohne sie leiden zu lassen. Aber ein bänglicher Druck legte sich dennoch auf ihn, als er den Weg bis zur Französischen Straße zurückgelegt hatte. Er zog noch einmal die Uhr — Horns speisten nach alter Bürgerfitt um ein Uhr, daran fehlte noch eine halbe Stunde.

Entschlossen ging er weiter. In wenigen Tagen verließ Mila den Familienkreis: wer wußte, wann er sie dann wieder zu Gesicht bekam!

Als er die Hand auf das Läutwerk legte, stand der Tag vor ihm, da er vor vier Jahren zum ersten Mal mit Mila zusammengetroffen. Sie trug Trauer, und ihre Augen hatten einen Glanz von vielen heimlichen Tränen. Jetzt wußte er um die tiefsten Ursachen dieser Tränen.

Stine schien verlegen, als sie den Besucher erkannte, faßte sich aber und führte Wentgraf in den Salon. Der lag im Dämmer; denn die zugezogenen Portieren ließen nur gebrochenes Licht herein. Zwei Minuten mochten verstrichen sein, Wentgraf setzte sich auf ein Tabouret und wartete. Eine andächtige Stimmung war über ihn gekommen, er verlor die Kontrolle über seine Umgebung und seine Gedanken. In einem Kugelglas bewegten sich ein paar Goldfische. Ein Lichtstrahl klemmte sich zwischen den Vorhängen des einen Fensters hindurch und spielte im Wasser. Philipp starrte auf das von roten Blitzen durchzuckte Gefäß.

So entging es ihm, daß sich die Tür auf den dunkeln Flur geräuschlos öffnete und schloß. Mila war dicht an der Schwelle stehen geblieben; tödliche Befangenheit, ein unerträgliches Gefühl peinvollster Scham verfestelte ihr den Mund. Und doch, als Tante Fränzchen gesagt hatte: „Geh du und bitt ihn zu mir!“ da war sie

ohne Schwanken, ohne ein Wort der Widerrede aufgestanden, ja beinahe mit Freudigkeit hatte sie den ersten Schritt getan, als müßte sie die Gelegenheit ergreifen, ihm zu danken, als wäre dieser Besuch erst der endgültige Ausgleich, die letzte Rehabilitation, die sie noch erhofft hatte. Er saß im Halbdunkel, das Gesicht von ihr abgewendet. Sie sah nur den leicht sich kräuselnden, sich dicht der Wangenkontour anschmiegenden, am Kinn spitz zugeschnittenen Bart, die matt glänzende Schläfe und das zurückgekämmte Haar. Er saß auf dem niedrigen Tabouret, den Ellbogen auf den Knien, mit gebückten Schultern. Ihr Blick erfaßte jede Einzelheit. Und jetzt löste sie sich von ihrem Standort und schritt auf ihn zu. Ihr Schritt war unhörbar; der dicke Plüschteppich ersticke jedes Geräusch.

Ihre Hand zuckte, als müßte sie ihm über das buschige Haar streichen; aber sie bezwang sich und blieb dicht hinter ihm stehen.

„Lieber Wentgraf!“ kam es leise wie ein Hauch über ihre Lippen.

Ein Zittern überlief seine Schultern. Langsam wandte er den Kopf, sah zu ihr auf und hob sich mühsam vom Sitz.

„Mila!“

Die Dämmerung verwischte ihre Züge; sie standen sich gegenüber und suchten beide im Schutz des Halbdunkels ihre Fassung zu bewahren. Ihm gelang die erste Anrede. Sie klang ganz lustig; aber es war ein gedämpfter Humor, der nur die innere Freiheit seines Trägers bekunden sollte.

„Als ich das erste Mal kam, wurde ich ins Sprechzimmer gewiesen. Als Patient behandelt. Heute ist es mir noch schlimmer gegangen. Man hat mich in den Salon gesperrt. Wie einen Fremden. Und... das bin ich doch nicht!“

„Nein, mein Fr. . . , nein, das sind Sie nicht.“

„Mein Freund“ hatte sie sagen wollen; aber sie wagte es nicht und unterschlug das Wort im letzten Augenblick.

Da neigte er sich zu ihr hin, daß sie auf die kurze Entfernung einander klar ins Gesicht sehen konnten, und sie las eine ungewohnte Festigkeit in seinen Zügen, als er das Wort aufgriff und sprach:

„Bitte, nennen Sie mich Ihren Freund!“

„Lieber Freund!“ sprach sie gehorsam, und ihre Rechte suchte, ohne daß sie sich Rechenenschaft gab darüber, seine Hand.

Er hielt die mit beiden Händen umgriffen.

„Es ist ein gutes Wort, arg mißbraucht und ein bißchen schmutzig geworden; aber wenn man es so mit reinen Lippen ausspricht, wird es wieder groß und rein. Mila, liebe Freundin!“

Sie drückte nur stumm seine Hand. Aber beide kämpften in diesem schönen Augenblick eine schmerzliche Bewegung nieder; denn sie hatten aus dem gelobten, trostreichen Wort, das von ihnen neu und lauter geprägt wurde, keinen erotischen Beiklang mehr herausgehört. Eine Wandlung hatte sich vollzogen. Sie standen einander nicht mehr gegenüber, wie noch vor wenigen Tagen unter den knospenden Bäumen des Tiergartens.

„Kommen Sie; Tante liegt an einem Unfall zu Bett,“ sprach Mila nach einer Pause, und sie berichtete auf seine teilnehmende Frage, was geschehen war.

Als sie in das Schlafzimmer traten, fanden sie die Leidende aufrecht in den Kissen sitzend, ein befangenes Lächeln im gütigen Gesicht. Während Wentgraf am Bette Platz nahm, enifernte sich Mila unbemerkt.

„Ich freue mich so, daß Sie gekommen sind! Das ist ein gutes Zeichen für uns alle. Aber eins müssen Sie mir noch versprechen, Philipp: sagen Sie Don nichts davon. Es ist ein empfindlicher Punkt in ihm, der äte weh, und das machte ihn unnachichtig, wenn er erfährt, daß Milas Schicksal nicht unter uns dreien geblieben ist.“

Sie dankte ihm mit einem beredten Blick, als er ihr beipflichtete.

Nach einer Weile fuhr sie bekümmert fort:

„Nun lieg' ich da, und ich hätte doch gern einmal diese Eva Gunter gesehen. Sie wissen ja, ich wollte es mit Ihrer Hilfe. Sie sind ja der immer Dienstwillige. Aber nun: herbringen können Sie sie doch nicht!“

Wentgraf zuckte bedauernd die Achseln; doch eben als er sein Bedauern auch in Worte fassen wollte, wurde auf dem Flur Geräusch laut, und die Mutter legte den Finger auf die Lippen.

Schon stand Donald unter der Tür.

„Guten Tag, Mutting! Ach du, Philipp! Das ist famos! Ich war schon in deinem Hotel. Da hieß es,

du seist ausgezogen, in der Großbeerenstraße einlogiert. Nun wollte ich nach der Sprechstunde zu dir. Du kannst mir einen Gefallen tun, nein, einen Freundschaftsdienst.“

„Da haben wir's. Der ewig Dienstbereite!“ suchte die Mutter zu scherzen; aber innerlich verspürte sie eine mit Dons verhaltener Aufregung korrespondierende Unruhe. Es war etwas in seinem Gesicht, das sie kannte: die Falte zwischen den Brauen, die Schatten, die die Flügel der Nase umspielten, und der gepreßte Mund verriet ihr, daß ein Aufruhr in ihm war, der alle seine Kräfte entfesselte.

Und es blieb Wentgraf nichts übrig, als sich ins Studierzimmer entführen zu lassen.

„Also, schieß los, Don!“

Die burschikose, gemüthlich klingende Wendung sollte besänftigend wirken und die Spannung auslösen, die von Donalds gesammeltem Wesen zu ihm herübergriff. Aber das Mittel versagte. Donald ging eine Zeit lang im Zimmer hin und her; dann blieb er vor Wentgraf stehen, und seine Stimme hatte einen harten, herrischen Klang.

„Es ist aus und beschlossen, Philipp: sie reisen. Bräunig hat mit mir die Reise gutgeheißen. Warum auch nicht? Reisefähig ist er zur Not, der Wille dazu, eine mit allen Kräften genährte Sehnsucht, sie allein zu besitzen, dort, im Schwarzwald, an den sich seine Gedanken festklammern wie schwärmende Bienen. . . Also warum nicht!“

„Das ist die beste Lösung, Don,“ erwiderte Wentgraf.

„Lösung!“ Er lachte krampfhaft auf. „Lösung nennst du's! Warum nicht gar Erlösung? Es löst nichts und ertöft niemand. Weder mich, noch sie, noch ihn!“

„Donald!“

„Nun ja, ich seh' den Dingen gern ins Gesicht und werde auch damit fertig werden. Aber es geht mir ans Innerste. Und sie — ich habe nichts von ihr als eine anklagende Frage und unausgesprochene, stumme Worte, die wie Vögel um uns her schwirren und sich nicht fangen lassen. Das sind gefährliche Boten, die kommen und gehen auch über Land, und mit der Wirkung in die Ferne ist es ein geheimnisvolleres Ding als beschüttete Vorhemdchen in Goethes Ballade.“

„Don, du hast 'was vor.“

„Ja“ — seine Worte klangen auf einmal gemessen — „ich habe mir alles abgerungen und Gunter so 'was wie ein Handgelübde abgelegt. . . Ja, Philipp, du brauchst nicht im Geist die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen. . . Der arme Mensch hat mit dem feinen Sinn des Mannes, der nur noch für sein Bestes sorgt, die unsichtbaren Fäden hinüber- und herüberschießen sehen. Er weiß alles und ahnt mehr noch als er weiß. Aber eines will ich noch: Abschied nehmen von Eva!“

„Tu das nicht, Don, laß es bei dem Unausgesprochenen!“

„Nein.“

„Don, ich bitte dich, mach' das arme Weib nicht unglücklich!“

„Unglücklich? Dazu hab' ich wohl nichts mehr zu tun, Philipp.“

Er wandte sich ab und trat ans Fenster, um das verräterische Zucken der Lippen zu verbergen. Die Stirn wider die Scheibe gelehnt, daß der Atem das Glas trübte, setzte er seine Rede fort:

„Siehst du, Philipp, wir haben seit vier, fünf Jahren, seit der ersten Begegnung, den wahlverwandten Zug in uns gespürt. Wir haben uns beide dagegen gewehrt, Eva aus allen möglichen konventionellen Gründen und weil sie sich wohl selbst nicht über ihre Natur klar ist, und ich mit Bewußtsein. Ich respektierte die eheliche Schranke, die Priorität des andern und vor allem sie selbst. Dann kam Gunter's Krankheit, der Beruf trat hinzu, jetzt gab's keine Kompromisse mehr. Der Mund war uns beiden verschlossen, und doch trieb uns die Liebe einander immer näher wie zwei Dinge, die getrennt von einander auf dem Wasser schwimmen, aber von unsichtbaren Kräften bewegt, sich immer näher kommen, bis sie plötzlich hart aneinander geschmiegt dem Zug des Stromes folgen. Und dann der Blitz, der uns auf einmal das Dunkel erhellte, in dem wir tappten und uns beinahe mit bösen Wünschen spielend fanden: Gunter's Wunsch nach dem Ende, sein Ansinnen, der Arzt oder gar die eigene Frau möge ihm statt des Schlafes den Tod zu trinken geben. Das hat uns aneinander geworfen, wie eine mächtige Welle die getrennt schwimmenden Körper zusammenschweißt. Aber wir haben's überwunden und sind hart vor dem gemeinsamen Fall zur Besinnung gekommen. Ein Ende ist das nicht; man geht über so 'was nicht hinweg, man lügt's nicht weg und lebt's nicht weg. Es muß eine doppelte Unterschrift darunter. Ich will Eva sagen, wie sehr ich sie liebe, so sehr, daß ich auf sie verzichte. Dann ist die Sehnsucht tot in ihr, dann wird sie ihm den Schlaf zu trinken geben und nicht den Tod.“

„Um Gotteswillen, Don! Ist's das, was du fürchtest?“

Wentgraf war auf ihn zugestürzt und riß ihn herum. Er blickte in ein schmerzbelegtes Gesicht, über das jetzt ein Schatten flog.

„Ich fürchte nichts von ihr; aber in jedem Weib ist Abgründiges, aus dem Impulse und Instinkte aufsteigen können, die an keine Logik, keinen Charakter geknüpft sind, etwas, das scheinbar aller Regeln und Doktrinen spottet, und vor dem fürcht' ich mich, fürchte ich für uns alle drei!“

„Dann ist auch alles zwecklos, was du dagegen tust.“

„Nein, nicht alles. Ich fühl's, daß sie sich in ihre

Pflicht hineingerettet hat vor ihrer Liebe. Wir müssen zusammen den Schlüssel zu dem Paradies ins Wasser werfen, das uns der kranke Mann versperrt. Miteinander, Philipp, und bewußt! Nur das kann uns befreien.“

„Und was soll ich dabei tun, Don? Sag mir, was du von mir begehrt; denn ich sehe schon, gegen deinen Willen komm' ich nicht an.“

„Bitte sie, mir eine Unterredung, nein, ein paar Abschiedsworte zu gönnen, unter vier Augen. Du überläßt ihr dann das übrige oder schaffst selbst Ort und Gelegenheit.“

Wentgraf nestelte an seiner Uhrkette.

„Offen gestanden ist die Sache gegen mein Gewissen, Don; aber . . . Na, ja, ich kann nun 'mal nicht nein sagen! Also, ich tu's und zwar jetzt gleich.“

„Ich danke dir, Philipp.“

Donald presste seine Hand. Als sie schon an der Tür standen, sagte er noch leise: „Du hast doch Vertrauen zu mir, Philipp?“

Da erwiderte Wentgraf, indem er den Hut aufsetzte:

„Sonst tät ich's nicht!“

Auf dem Flur zögerte Wentgraf einen Augenblick; aber Mila erschien nicht, und er ging, ohne sie wiedersehen zu haben. Zwischen ihnen brauchte es keinen Pakt, sie trieben ohnedies getrennt im Strome des Lebens, dem Uferlosen zu.

XIV.

Gunter blätterte in dem Katalog der Spezialgeschäfte für Krankenstühle und betrachtete jedes Modell mit kritischen Blicken. Aber keiner tat ihm Genüge.

„Ach was, ich lasse mir so ein Ding für meine Zwecke bauen! Wozu bin ich denn Architekt!“ rief er, sich selbst ironisierend.

Er ließ die Broschüre fallen und bat Eva um Schreibgerät.

„Es wird schon gehen, es muß schon gehen.“

Als eine feste Unterlage geschaffen war, ein Reißbrett, auf dem Eva ein Blatt Papier befestigte, mühte er sich, mit der Bleifeder die Umrisse des Behikels, einer Art Bahre mit hoher Lehne, einem verstellbaren Rückhalt und beweglichem Pult aufzuzeichnen. Aber die Finger gehorchten ihm nicht. Da wandte er sich an Eva, die neben ihm stand und den fruchtlosen Versuchen mit Teilnahme folgte.

„Führ' mir die Hand, Eva, ich weiß genau, wie sie gehen sollen, die Striche; aber der Stift gleitet ab.“

„Wenn ich's nur kann, Karl,“ erwiderte sie, indem sie die Hand über seine widerspenstigen Finger legte und an den Impulsen seiner Hand die Richtung zu erraten suchte, in der er die Linien gezogen wünschte.

Und es gelang ihr nicht übel. Allmählich kam eine Skizze zustande, roh und ungefügt, aber dem Fachmann wohlverständlich. Die schlanke weiße Frauenhand folgte



Bildnis des Glasmalers Adolf Kreuzer.

Nach dem Temperabild von Cuno Amiet, Solothurn, im Museum der Stadt Solothurn.

den unsichern Bewegungen der magern Finger, die nur dann den Stift festhielten, wenn sich Gunter durch den Augenschein davon überzeuete. Eva hatte sich mit dem Knie auf das Bett stützen müssen, den Arm hinter Gunter, der von Kissen gehalten aufrecht saß, aufgestemmt und ihr Kinn an seine rechte Schulter gelehnt. So konnte sie ihm als Schreibhülfe dienen, so beschwerlich ihr diese Haltung auch fiel. Nur dem fließenden Gewand, unter dem kein Stahlmieder den biegsamen Leib schnürte, dankte sie dies, und trotzdem zitterte ihr der linke Arm, auf dem die Last ruhte, vor Ermüdung.

Die Sonne fiel hell ins Zimmer und zog die Schatten ihrer vereinigten Hände auf dem Papier nach. So eifrig waren sie an der Arbeit, daß der kurze Klang der Untreeglocke ihr Ohr nicht erreichte. Schwester Therese schob die Portiere auseinander, wick aber alsbald zur Seite und ließ Wentgraf eintreten.

Der blieb überrascht stehen. Eva hatte ihn über Gunters Schultern weg erblickt; der Kranke aber ging in seinen Zeichenversuchen auf und nahm den Besucher nicht wahr. Und Eva wagte nicht sich aufzurichten; denn schon war sein Rücken müde gegen ihre Schulter gesunken, und sobald sie auch nur das Knie vom Bettrand zog, fiel er hintenüber.

„Siehst du, Eva, so denke ich mir das Ding. Bett, Stuhl, Pult, alles in einem. Etwas Aehnliches ist ja in dem Katalog; aber bald hat dies gefehlt, bald ein anderes. So, hier, nein, mehr rechts, noch eine Ausbuchtung . . . Du guckst ja nach links!“

„Wentgraf ist da,“ flüsterte sie, als er ungeduldig mit der Hand über das Papier fuhr.

„Wentgraf?“

Er blickte auf, ließ den Stift fallen und hielt sich an Evas Hand; denn nun überwältigte ihn auf einmal die Ermattung.

Philipp schritt rasch auf ihn zu.

„Verzeihen Sie, Frau Eva; aber man hat mir freien Eintritt gegönnt.“

Sie lächelte, und er erstaunte über die Seele, die aus diesem Lächeln sprach. Ihre Augen hatten einen dunklern, vollern Glanz, als er ihn kannte, ihr Mund brannte in tieferm Rot, ein sinnliches Leben ging von ihr aus, das er früher nie an ihr wahrgenommen hatte. Und als sie nun vorsichtig den linken Arm zurückzog und immer noch mit aufgestütztem Knie den Kranken zurücksinken ließ, sodas sie eine Weile über diesen gebeugt erschien, alle Glieder bewegt, mit wogender

Brust und einer handvoll Sonne im schwarzen Haar, da erschrak Wentgraf beinahe über den schroffen Kontrast zwischen dem hinfälligen, nur noch mit dem Gehirn arbeitenden Mann und dem erst zum vollen Bewußtsein seiner Persönlichkeit erwachten schönen Weib.

Stärker aber noch wurde diese Erkenntnis in ihm, als Gunter ihm die beinfarbene Hand entgegenstreckte und mit einem melancholischen Lächeln sagte:

„Sind wir nicht gute Kameraden, Eva und ich?“

Die furchtbare Tragik, die in diesen Worten zitterte, erschütterte ihn so, daß ihm die Rede versagte und er nur stumm die kalten Finger zu fassen vermochte.

Und dann erzählte Gunter von der Konsultation und der Reise.

„In drei, vier Wochen bin ich soweit. So lange will ich noch Kräfte sammeln. Professor Bräuning wird mit Horn nochmal nach mir sehen kommen, und wenn dann die Berliner nach Werder zur Baumbüste malfahren, dann sitz' ich drunten in Badenweiler am Parkhügel, und um mich ist Sonne und Baumbüste, soweit das Auge reicht.“

Eva war vom Bett herabgeglitten. Als Gunter von der Reise anhub, fiel ein Schatten auf ihr Gesicht. Ihre Augen starrten mit unruhigem Lidschlag wie die Flügel



Mutter mit Kind. Nach dem Gemälde von Cuno Amiet, Solothurn, in Privatbesitz.

eines aufgeschreckten Schmetterlings. Unwillkürlich wandte sie den Kopf dem Fenster zu, als wollte ihre Seele nicht in diesem Raum, den die Sonne nicht mit ihrem vollen Licht zu durchleuchten vermochte.

Wentgraf suchte Gunter's Aufmerksamkeit durch Fragen und Einwürfe zu fesseln; denn Eva stand so gegenwärtig entückt, daß dies dem Manne nicht entgehen konnte, sobald sein Blick zu ihr zurückkehrte.

„Hab' ich dir nicht gesagt, du kommst wieder hoch!“

„Der Vogel, der nochmal die Flügel schlägt und singt, eh' er von der Stange fällt . . .“

„Unsinn, Gunter! Das sieht doch ein Blinder, daß du physisch und psychisch wieder ein ganz anderer bist!“

„Na, ja, in gewissem Sinn hast du recht,“ erwiderte Gunter. „Im November und bis in den Januar hinein hatte ich mich gar nicht mehr in der Gewalt. Da war alles nach oben gekommen, was man sonst in sich niederhält. Bis ich dem Gift mit Gegengift zu Leibe ging. Im Daliegen und Schmerzendulden, da sind wir Männer keine Helden . . . Nicht wahr, Eva?“

„Wie? Ja, keine Helden,“ stammelte sie.

Und als er den abwesenden Blick ihrer Augen, das um Entschuldigung bittende, zerstreute Lächeln ihres Mundes sah, drehte er mit Anstrengung den Kopf zur Seite, preßte die Lippen aufeinander und schwieg.

Um kein peinliches Stillschweigen aufkommen zu lassen, sagte Philipp hastig:

„Auch Ihnen ist die Reise von Herzen zu gönnen, gnädige Frau; Sie sind ja nicht von seiner Seite gegangen in der schweren Zeit!“

Eva antwortete nicht. Gunter aber flüsterte:

„Nicht von seiner Seite gegangen, das ist wahr. Und ich, ich hab' sie auch nicht gehen lassen!“

Ein peinliches Schweigen folgte, und vergeblich suchte Wentgraf nach einem harmlosen Wort, es zu unterbrechen.

Da sagte Gunter, und ein gequälter Humor klang hindurch:

„Du bist übrigens auch der Rechte, Philipp! Ich hatte dich gebeten, bei meiner Frau den Cavalier zu machen, aber keine Spur! Nimm dich die Brautschau so in Anspruch?“

„Die Brautschau?“

(Fortsetzung folgt).

Jean-Paul

Nachdruck verboten.

Artistenroman von Holger Rasmussen. Deutsch von Friedrich von Känel, Meßki.

(Fortsetzung).

Aber Jean-Paul konnte nicht auftreten. Und wenn es sein Leben gekostet hätte . . . Er konnte nicht!

Und die brutalen Ansprüche des Daseins trüffelten ihr Gift in die offene Seelenwunde.

Geld! Geld!

In einem Augenblick, in dem das Leben ohne Wert zu sein scheint, muß es doch erkauft und bezahlt werden.

Jean-Paul erkannte, daß ein Gewitter über seinem Haupte heraufzog. Er konnte ihm nicht entgehen, es nicht abwehren . . . Eine große Erschlaffung ergriff ihn . . .

Aber eines Tages geschah das Merkwürdige, daß Ingolf sich beim Direktor des Variététheaters melden ließ . . .

Was er wolle?

Ob er nicht seinen Vater ersetzen könne?

Der Direktor verstand nicht recht, was der Knabe eigentlich beabsichtigte.

Und Ingolf begann zu erklären:

Sein Vater, Jean-Paul, könne nicht auftreten, das wisse er bestimmt. Aber er selbst habe drei Jahre am fliegenden Zirkus gearbeitet, und er verstehe soviel von Trapez und Gymnastik, daß er die Nummer seines Vaters glaube ausfüllen zu können.

Der Direktor schien zuerst Bedenken zu hegen; doch gleich darauf kam ihm eine lichte Idee.

Er ließ den Knaben prüfen.

Und es zeigte sich, daß Ingolf wirklich eine ganz nette kleine Nummer am Trapez machen konnte . . .

Am nächsten Morgen stand in sämtlichen Zeitungen der Stadt eine rührende Geschichte von dem kleinen mütterlosen Artistenknaben, der nun die Arbeit seines vor Schmerz gebeugten Vaters übernahm . . .

Die Reklame war brillant ausgedacht.

Das gutgenährte und gutmütige Publikum der alten Stadt konnte Derartigem nicht widerstehen. Das Variététheater war bis auf den letzten Platz gefüllt, und die Leute applaudierten mit großem Wohlwollen dem festen, kleinen Knaben, der so gute Manieren und so hübsches blondes Haar hatte.

Ingolf wurde ein Succes für seine kleinen dürftigen Künste, und Jean-Paul war gerechtfertigt.

Der Artist vernahm, was geschehen war, und ein dankbares Lächeln bewegte einen Augenblick seinen Mund. Aber es war, als wenn er die Fähigkeit verloren hätte, den Wert dieser Begebenheiten zu beurteilen. Was um ihn her geschah, griff nicht in seine Gefühle und Gedanken ein. Er sah es mit seinen Augen; aber er vergaß es wieder . . . Es schien fast, als ginge es ihn nichts mehr an.

Ingolf streichelte er geistesabwesend den Kopf und sprach wie ins Leere hinaus:

„Du bist fleißig und gut . . . ja, fleißig und gut . . .“

Aber für den Knaben war dieser Dank reichlicher Lohn.

Die Glocken der Kirche in der alten Stadt sandten ihre blaffen, feierlichen Töne in die warme Klarheit des Sommertages hinaus. Die kleine Tänzerin trat ihre letzte Blumenfahrt an, hinaus in die große Ruhe, dorthin, wo alles aufgelöst und aufgelöst wird.

Die gutherzigen Bürgerfrauen der alten Stadt, vor denen sie früher getanzt hatte, hatten ihren Weg mit Grün und jungen Blumen bestreut. Die schmale, kleine Gasse, die hinab zum Kirchhof im Tal führte, dorthin, wo die Schatten so tief waren, gleich einem schweren Teppich, in dessen Farben die Füße des Geleiteten traten, Duft aufwirbelnd.

Der Tag war heiß.

Die Artisten, die absolut ihrer toten Kameradin die letzte Ehre hatten erweisen wollen, mußten oft wechseln am Sarg.

Aus den seltsamen alten Häusern an der Straße, deren Fenster offen standen und deren Blumenrente nun draußen auf den holprigen Steinen lag, kamen Leute, die mit dem Hut in der Hand stehen blieben, während der Sarg vorübergeführt wurde, und die sich dann dem Geleite anschlossen . . .

Jean-Paul führte Ingolf an der Hand.

Das Gesicht des Artisten war in diesen wenigen Tagen alt und grau geworden. Die Augen waren müde und trocken und die Lippen fest zusammengepreßt wie bei einem Mann, der den großen Entschluß gefaßt hat zu schweigen.

Er ging mit kurzen, vorsichtigen Nachtwandlerschritten, und die Finger der linken Hand krampften sich nervös und ohne Zweck um eine Falte des Rocks.